Nr. 95. 37. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Freitag, 21. Februar 1908

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Die Sanierung der Reichsfinanzen.

Der neue Reichsschatzsekretär Sydow wird sich selbst darüber vollkommen klar sein, daß sein Amt nichts weniger als eine Sinekure ist. Wenn sich im allgemeinen hohe Reichsbeamte in ihre Stellung allmählich einarbeiten dürfen, so muß Herr Sydow sofort den Beweis führen, daß er seiner Aufgabe gewachsen ist. Es ist dafür bezeichnend, daß Fürst Bülow gestern, als er mit den stimmführenden Mitgliedern des Bundesrats die vertrauliche Besprechung abhielt, nicht bloß über den Wechsel im Reichsschatzamt, sondern gleichzeitig auch über die Lage der Reichsfinanzen gesprochen hat. Herr Sydow sieht sich unmittelbar bei der Uebernahme seines Amtes einer Aufgabe gegenüber, wie sie schwieriger kaum gedacht werden kann, nämlich noch in dieser Session die Sanierung der notleidenden Reichsfinanzen durchzuführen.

Wie im Bundesrat so erwartet man auch im Reichstage, daß endlich etwas Durchgreifendes geschieht, damit dem chronischen Reichsdefizit ein Ende gemacht wird. Wir haben wiederholt von den Vertretern der verschiedensten Parteien gehört, daß der Reichstag entschlossen ist, diesmal nicht auseinander zugehen, bevor die Reichsfinanzreform durchgeführt sein wird. An sich brauchte ja der neue Reichsschatzsekretär auf solche Wünsche aus dem Reichstage heraus kein besonderes Gewicht zu legen. Aber er wird sich nicht verhehlen dürfen, daß der Reichstag es in der Hand hat, ihm im Notfalle Daumenschrauben anzulegen. Vorläufig ist die Flottengesetznovelle noch auf Sand gebaut; sie ist zwar in zweiter Lesung angenommen worden, aber ihre Verabschiedung steht aus, weil man noch nicht weiß, in welcher Weise die erforderlichen Mittel beschafft werden sollen. Mit den Beamtengesetzen, die im März an den Reichstag kommen sollen, steht es ganz ähnlich; der Reichstag wird der Gehaltserhöhung der unteren und mittleren Beamten keine Schwierigkeiten machen — unter der grundlegenden Bedingung, daß in der Deckungsfrage eine rechtzeitige Verständigung erzielt wird. Der Reichstag will aushalten, wenn es nicht anders geht, bis in den Sommer hinein, aber er will die Reichsfinanzreform nicht wieder auf die lange Bank schieben.

Für einen Mann, der Initiative hat, wie es Herrn Sydow nachgerühmt wird, der wie der Präsident der Berliner Sektion des Alpenvereins die höchsten Berge erklimmt und sich im Tanze zu drehen weiß, kann es vielleicht nichts Erfreulicheres geben, als daß ihm ein Rhodus geboten wird, auf dem er tanzen kann. Herr Sydow weiß wenigstens, daß er nicht bloß berufen worden ist, um fortzuwursteln, sondern daß an ihn die höchsten Anforderungen gestellt werden. Aber ebensowenig kann er sich darüber hinwegtäuschen, daß die Durchführung seiner Aufgabe mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten verknüpft ist.

Bundesrat und Reichstag wollen beide die Erschließung neuer Reichseinnahmen; nur sucht der Bundesrat das Ziel auf einem Wege zu erreichen, auf dem ihm der Reichstag, oder wenigstens die Blockmehrheit, ganz bestimmt nicht folgen wird. Mit dem Reichsbranntweinmonopol und der Banderolensteuer auf Zigarren und Tabak geht es nicht, wie das Schicksal des Freiherrn v. Stengel zeigt. Dabei soll gar nicht gesagt sein, daß Freiherr v. Stengel ursprünglich dieses dürftige Programm für angebracht gehalten habe; er hat sich nun, von den Rheinbaden, Rüger, Pfaff und Genossen gedrängt, auf diese letzte Verteidigungslinie zurückwerfen lassen.

Der Reichskanzler Fürst Bülow hat noch rechtzeitig eingesehen, daß diese Position der Reichsregierung sich nicht halten lasse. Er berief den Freiherrn v. Stengel ab und setzte Herrn Sydow an seine Stelle in der Erwartung, daß er sich eine bessere Position sichern werde. Und wenigstens insofern hat er die strategische Stellung des neuen Mannes verbessert, als er ihm Sitz und Stimme im preußischen Staatsministerium verschaffte. Wenn es Herr Sydow einigermaßen geschickt anfängt, dann wird er im preußischen Ministerium auch die preußischen Bundesratsstimmen für seine Vorschläge gewinnen, womit für ihn bereits der Sieg im Bundesrat entschieden wäre. In jedem Falle: Nur über den Bundesrat kann der Reichsschatzsekretär zu einer gesunden Reichsfinanzreform gelangen. Hier lagen bisher die schlimmsten Widerstände; vom Bundesrat aus muß auch die Sanierung der Reichsfinanzen ausgehen.

Im Reichstage ist man viel weniger doktrinär. Eine unüberwindliche Opposition würde nur dem Versuch entgegengesetzt werden, den Mehrbedarf des Reiches ausschließlich aus einer neuen Belastung des Massenkonsums zu decken. Einer solchen Zumutung würde sich allerdings die Mehrheit des Reichstages widersetzen, und wenn sämtliche Finanzminister der Einzelstaaten im Reichstage auftreten und mit Engelzungen reden wollten. Sonst aber hat der Reichsschatzsekretär eine reiche Auswahl. Will er keine Einkommen- und keine Vermögenssteuer haben, so wird sich der Reichstag auch mit einer Erweiterung der Erbschaftssteuer abfinden.

Allerdings täuschen wir uns nicht darüber, daß die Erbschaftssteuer allein nicht ausreicht, um die Reichsfinanzen zu sanieren. Es ist in den letzten Monaten sehr eifrig für eine Beschränkung des gesetzlichen Erbrechtes der entfernten Verwandten zugunsten des Reichsfiskus plädiert worden. Für eine solche Forderung, soweit sie in vernünftigen Grenzen bleibt, ist der Liberalismus gewiß zu haben. Nur soll man sich keinen übertriebenen Erwartungen hingeben; von einem Ertrage von 500 Millionen, wie er hier und da geschätzt wurde, kann nicht im entferntesten die Rede sein; wir glauben schon hoch zu greifen, wenn wir den zehnten Teil, also 50 Millionen annehmen. Aber wir sehen auch gar nicht ein, weshalb die Descendenten und Ascendenten freigelassen werden sollen. Wenn man die kleineren Erbschaften, etwa bis 50.000 Mark, von der Steuer befreit, dann wird man sehr wohl auch die Erbschaften der Kinder und Ehegatten mit einem Prozent Steuer belasten können, ja, es würde nichts ausmachen, wenn diese Steuer in mäßigen Grenzen progressiv gestaltet würde. Da im Deutschen Reich etwa 4 Milliarden jährlich vererbt werden, so ließen sich zu den 72 Millionen, die heute schon aus der Erbschaftssteuer gewonnen werden, noch etwa 70 bis 80 Millionen herausholen.

Diese Summe bedeutet allerdings kaum die Hälfte dessen, was das Reich an Mehreinnahmen braucht. Herr Sydow würde deshalb noch an einigen anderen Punkten die Steuerschraube ansetzen müssen; aber es ist klar, daß er viel leichteres Spiel hätte, wenn er erst einmal mit einem Zugeständnis in Sachen der Erbschaftssteuer kommen würde. In Steuerfragen geht es ohne Kompromisse nicht ab; mit Doktrinarismus gelangt man nicht zum Ziele. Wenn Herr Sydow ein Rezept zusammenbraut, das wirklich hilft, dann wird es auch vom Reichstage geschluckt werden. Nur möge er sich hüten, sein Heil ausschließlich in indirekten Steuern zu suchen. Sonst würde er Fiasko machen genau wie sein Vorgänger; und wenn nicht jetzt, dann übers Jahr.

* * *

Die Berufung des Unterstaatssekretärs im Reichspostamt Sydow zum Reichsschatzsekretär wird der „Germ." zufolge auch den **Rücktritt des Unterstaatssekretärs Twele** nach sich ziehen. „Man nimmt an," schreibt sie, „daß Herr Twele, Unterstaatssekretär im Reichsschatzamt, aus seiner Stellung ausscheiden wird, da er bei der Berufung des Herrn v. Sydow zugunsten eines ihm im Range gleichgestellten Kollegen übergangen worden ist." Ob Herr Twele wirklich amtsmüde ist, das wird sich bald herausstellen müssen. Aber das Argument der „Germ." ist auf jeden Fall unrichtig. In der Armee ist es allerdings üblich, daß ein Offizier seinen Abschied nimmt, wenn er beim Avancement übergangen wird. Aber im Zivildienst ist dieser sehr anfechtbare Brauch niemals zur Geltung gekommen; er würde auch zu heillosen Konsequenzen führen. Das gilt auch für die Unterstaatssekretäre. So hat der Unterstaatssekretär Dr. Weber, der bereits unter Herrn Studt seine Stellung im Kultusministerium inne hatte, seinen Posten nicht verlassen, als der Unterstaatssekretär Holle an die Spitze des Kultusministeriums berufen wurde. Für Herrn Twele liegt dazu, soweit die Avancementsverhältnisse in Betracht kommen, gleichfalls kein Grund vor.

Verschwundene Papiere des Geheimrats Hintzpeter.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Metz, 21. Februar.

Nach angeblich verschwundenen Papieren oder Memoiren des Geheimrats Hintzpeter wird noch immer immer emsig geforscht. Der hier erscheinende „Le Lorrain" bringt folgende, auf ihre Richtigkeit freilich nicht nachzuprüfende Meldung:

Im Dorfe Lesse (Kreis Château-Salins) wohnt bei seinen Eltern ein junger Mann, der eine Dienststelle bei dem verstorbenen Geheimrat Hintzpeter bekleidete. Der Amtsrichter von Delma (im Landgerichtsbezirk Metz) hielt in diesem Hause in Begleitung eines Gerichtsschreibers eine Hausfuchung ab in der Meinung, daß dorthin der junge Mann einen Teil der Privatpapiere, darunter auch einen Teil der Memoiren des Verstorbenen, gebracht habe. Es bestand der Verdacht, daß der Genannte jene Papiere unterschlagen oder beiseite geschafft habe. Bis jetzt ist über das Ergebnis der Haussuchung oder den sonstigen ganzen Fall nichts bekannt.

Enthüllungen aus der italienischen Heeresenquete.

(Von unserem Korrespondenten.)

Rom, 18. Februar.

Recht seltsame Enthüllungen über unerwartete Ergebnisse der Heeresenquete sind in der Turiner „Gazzetta del Popolo" zu lesen — Enthüllungen, die auf mancherlei unangenehme Dinge und schöne Ueberraschungen schließen lassen. Hat die „Gazzetta" recht, so wären infolge einer argen Verlotterung die Magazine und Depots des

Eine Seiltänzerin.

Von **Alfred Gold.** (Nachdruck verboten.)

Gewissenhaft muß ich versuchen, mich an die ganze Entstehungsgeschichte zu erinnern. Wie war es doch nur? Ich stand auf der Straße. Plötzlich war ich hinausgeeilt, den Winterrock hatte ich durch eine glückliche Fügung noch mitgenommen, den Hut sogar auch, und nun verschlang ich diese Freiheit, diese Wirklichkeit — dieses Nichts. Dem Himmel sei Dank, daß es das immer noch gibt, das, was uns ein „Nichts" ist! Dieses alles nämlich von gestern und heute! Dort fährt die Stadtbahn. Dort steht ein zerklüftetes Häuserblock und vor ihm die Laterne mit dem flackernden gelben Licht. Und ohne ein Ziel laufe ich, laufe unerfättlich durch die Straßen, die mein Asyl sind.

Wie war es doch nur? Warum dem habe ich es auf meinem Platz, in dem riesigen Saal, unter den Tausenden nicht noch weiter ausgehalten? Irgend etwas war soeben vorhergegangen, Nummer zehn oder elf oder vielleicht auch Nummer dreizehn — und in das allgemeine Klatschen hatten wir eingestimmt. Ich glaube, einer von uns meinte sogar, nun würde kaum noch etwas „Erstklassiges" nachkommen. Die Schlager seien erschöpft. . . . Und dabei geht soeben wieder der Vorhang in die Höhe, und man sieht ziemlich nah an der Rampe ein stahlhell schimmerndes Drahtseil. Ich erinnere mich noch, daß ich bei diesem Drahtseil sehr kühl an verschiedene Produktionen dachte, die ich schon vorher in dieser Gattung gesehen hatte. Einmal sah ich auf dem Seil zwei junge Damen auftreten, die hatten Trikots an, die stark dekolletiert waren, und hatten die Taillen sehr eingeschnürt, und eine von ihnen war in sehr böser Laune und sah dadurch virtuos aus . . . ich glaube, es waren deutsche Parterre-Akrobatinnen. Jetzt aber schimmert dieses Seil ganz besonders stahlhell, und eine kurze Pause tritt ein, und ein kleines Mädchen stürzt nach vorn auf die Bühne . . .

Das kleine Mädchen ist vielleicht sechzehn Jahre alt und trägt ein Balletttkleid aus festem und gelbem Stoff und mit lauter Volants ausgefüllt, mit dichten Volants, ganz kurz, und dazu lange und schwarze Strümpfe — sonst nichts. Beine und Röckchen — ein Künstlerplakat. Der Kopf ist blond, aber dieses Gesicht hat Düsteres, etwas Fremdes, ich weiß nicht, was es denn sein könnte — ich sehe blitzrasch eine Aehnlichkeit vor mir, mit Zeichnungen etwa, mit amerikanischen Illustrationen, mit Mädchen von Gibson, aber wie sie wirklich gemeint sind, nicht in den schlechten Nachmachungen; auf solchen Stirnen ist eine Art überfeinerter Distinktion, ein Schatten von Traurigkeit, etwas Lahmhaftes, das gleichsam zu früh gekommen ist und die Jugend wegnimmt. Und in diese nervöse Partie hinein schneiden die Brauen so scharf und hart, so amerikanisch. . . . Die Dame neben mir, die das Programm in der Hand hielt, empfand auch sofort das Niemphundene in diesem Anblick und meinte: „Wie interessant!" Und Birdie Millman flog über ein schmales Seitentreppchen hinauf auf das Drahtseil . . .

* * *

Ich möchte gewissenhaft referieren. Ich muß feststellen, daß der erste Eindruck war: Wie interessant! Der zweite aber: Wie schmerzlich ist solch Interessantsein! Wie ist es gezeichnet mit einem Mal der Belastung, mit einer Traurigkeit auf dieser süßen Kinderstirn, in den Brauen. . . . Indessen, auch das verflüchtigte sich wieder, zum Glück. Und das Lächeln verhuschte. Und Birdie Millman hatte vorn an der Rampe ihre Pirouette gemacht und war über die Treppe geflogen, wie man oberflächlich Klaviertasten streift, einige wirklich, andere werden gar nicht berührt, und nun stand sie, den japanischen Schirm an der Schulter, auf dem Drahtseil. Und während die langen und zeichnerisch feinen Beine, schwarzseidene Schlangen, sich vorwärts schieben, herzhaft, aber doch zärtlich, während die Knie sich heben, voraneilend, ungeduldig, während das gelbe Balletttröckchen unruhig tanzt, singt sie ein Lied. Sie singt es kokett und mit koketten Blicken und Gebärden und dabei seltsam — fast unwirklich. Denn etwas Scherzhaftes liegt darin und zugleich etwas Zurückhaltendes, etwas Kindliches aber klingt aus der gebrochenen Stimme. Auf dem wippenden Seil uns gegenüberstehend, trälkert sie bloß, um uns die Sicherheit wiederzugeben, wenn wir für die ihrige fürchten . . . Dann tanzt sie mit fliegenden und weitausgreifenden Schritten einen halsbrecherischen Tanz, ohne mit einem Blick nach ihrem Wege zu sehen. Dann setzt sie sich ihrer Länge nach auf dieses Drahtseil, schuttert den Schirm wie eine Dame manchmal im Gras, wenn Sommerzeit ist, wenn die Sonne herabbrennt, und von dem blonden Kopf fällt eine Haarsträhne nieder, und in dem leise beschatteten Gesicht werden die grauen Augen noch grauer, noch größer . . . Die turnende Varietéteufelin wird fast zu einem idyllischen Bild . . . Und es stört unser Auge nicht, daß eine Illustration, die von Max Klinger sein könnte oder vielleicht von Fernand Khnopff, sich just auf ein Drahtseil gesetzt hat . . .

* * *

Das ist Birdie Millman. Aber sie ist auch wieder anders, ganz anders, und ich suche mir, durch die Straßen dahinstürmend, ihre rätselhafte Erscheinung aus der Erinnerung klarzumachen . . . In der nüchternen Abendluft zucken die Lampen. Alles ist ganz so wie sonst. Aber alles versinkt mir vor einer Erregung, die in das Phantastische führt. Die kleine Seiltänzerin hatte soeben auch noch den letzten Rest von Schule und Technik, von Verständlichkeit, von Natürlichkeit wie einen Schleier von sich geworfen. Das war ja vorläufig bloß noch Verkleidung. Das war noch Kunst. Mit einem Schlag aber stellt sich eine tollere Art von Wirklichkeit her. Das Seil als Schwierigkeit oder als Mittel zur Fortbewegung scheidet mit einem Male aus. Es spielt keine Rolle mehr. Es ist nicht mehr da. Auf fliegenden Fußspitzen saufen die Beine, als ob sie davonlaufen müßten, ohne etwas zu finden, worauf sie sich stützen könnten — ein Schreckgespenst jagt hinter ihnen daher — durch die Luft führt der Weg — auf dem Trittbrett über der Treppe landet die gehetzte Läuferin mit einem waghalsigen Sprung, der sie hinaufhebt und um sich selber dreht: das Balletttröchchen mit seinen dichten Volants, wie ein Blütenkelch voller Blätter, schürzt sich, beruhigt sich langsam; das schwarze Trikot schimmert die Beine entlang. Gleich darauf hängt die ganze Gestalt auf dem Draht wie auf einem Trapez in den Knien, den Körper nach unten: eine ausgelassene Range macht ihrem Spiel ein Ende, als ob sie erwischt worden wäre — auf die Bühne sind zwei Erwachsene getreten, und Birdie Millman, die schon auf der Erde steht, sagt mit dem Blick eines verzogenen Kindes etwas Uebermütiges wie: „Ach, da kommen meine älteren Geschwister! Ich muß sie zum besten haben!"

Auch das ist in ihr . . .

Und sie bleibt nun nicht allein; sie gehört zu dem Millman-Trio, das jetzt im Wintergarten seine Triumphe feiert, und der erwachsene Herr und die erwachsene Dame treten mit ihr in Aktion.

* * *

Der Herr springt, auf dem Seil herankommend, über einen hoch gehobenen Tisch und bleibt auf dem Seil wieder stehen, dann richtet er sich mit einem Klimmzug von unten her langsam auf einem Bein auf, dann nimmt er die kleine Schwester und Schülerin, die mit ausgebreiteten Armen stillhalten muß, auf die Schultern und trägt sie ans andere Ufer, wo sie aufatmend wieder die Glieder löst. Dann tanzt er mit ihr und läßt sie auf dem Seil sich um seinen Körper herumwinden, wie sie schmiegt sich an ihn und küßt ihn, er aber stolpert herunter, so daß sie auf dem wie eine Springschnur schaukelnden Draht wie in höchster Gefahr bleibt, allein, hilflos wippend, und sie erzwingt schließlich das Gleichgewicht. Und wenn das Letzte an Teufelei erreicht zu sein scheint, verschwindet das alles mit einem